

Schwestern und Brüder!

Die Rede von der christlichen Grundtugend der Demut ist in der Geschichte des Christentums allzu oft missbraucht worden, um noch unbefangen gehört zu werden. Sie ist in allzu vielen Fällen – bewusst oder unbewusst – missverstanden oder von den Falschen im Mund geführt worden. Friedrich Nietzsche stellte seine scharfsinnige Kritik am Christentum u.a. darauf ab, dass es die Menschen klein gehalten habe; dass die Kirchen ihre Mitglieder nicht zur Mündigkeit geführt, sondern sie durch eine verdrehte Sklavenmoral seelisch verkrüppelt haben, also sie zu Lakaien und dienstbeflissenen Vollstreckern ihrer eigenen Unterdrückung und Knechtung degradiert haben. – Auch die Statistiken der Psychologie zeigen, dass das sogenannte „Helfersyndrom“ in kirchlichen Kreisen besonders häufig anzutreffen ist – also eine Fehlhaltung, bei der Menschen versuchen, durch besondere Dienstfertigkeit, durch schier unermüdlichen Einsatz sich quasi unentbehrlich und andere von sich abhängig zu machen, und die auf diese Weise nur sich selbst bestätigen und Macht auf die ausüben, denen man eigentlich zu dienen und zu helfen vorgibt. – Schließlich kann man auch an die seit anderthalb Jahren virulent gewordene Gehorsamsdebatte in unserer Kirche denken, in deren Zuge v.a. die höheren Ränge der kirchlichen Hierarchie als christliche und zumal priesterliche Grundtugend v.a. eines verlangen: demütig dienenden Gehorsam und geradezu blind vertrauende Willfährigkeit der kirchlichen Obrigkeit gegenüber. Und der emanzipatorischen Forderung nach Öffnung der kirchlichen Weiheämter für Frauen begegnen sie gerne mit der Feststellung, es handle sich dabei doch um reine Dienstämtler; sie sagen „Dienst“, in Wahrheit geht es in der Verteidigung der Männerbastion „Weiheamt“ aber doch um „Macht“: Ich bezweifle heftig, dass Jesus mit seiner Aufforderung zum Dienen wirklich dasselbe im Sinn hatte.

Ich möchte die christliche Grundtugend der Demut jetzt keineswegs in Zweifel ziehen. – Im Gegenteil: Es bleibt ja wohl unbestreitbar, dass die Bereitschaft zu dienen und ganz für andere da zu sein, zur Grundgestalt des Lebens Jesu gehört. Aber gerade diese Determinante unseres Glaubens macht es notwendig, immer wieder von neuem kritisch auf das zu schauen, was Dienstbereitschaft im Sinne des Evangelium eigentlich meint.

„*Wer der Erste sein will, soll der Letzte von allen und der Diener aller sein.*“ – So lautet die unmissverständliche Vorgabe Jesu. Der Kontext, in dem uns der Satz überliefert ist, verdient allerdings Beachtung: Jesus stellt zur Deutung seines Anspruchs ein kleines Kind in die Mitte und nimmt es in seine Arme. Diese Geste könnte bedeuten: Das Dienen, das er meint, soll nicht dem Großen, Machtvollen, Bedeutenden gelten, sondern dem Kind und allem, wofür das Kind steht: also den Kleinen, Unbedeutenden, Schwachen, jenen, die keine Stimme und keine Macht haben. Der immer noch geltende „Aufruf zum Ungehorsam“ unserer Pfarrer-Initiative steht deshalb nicht im Zeichen eines bloßen Machtkampfes innerhalb der kirchlichen Hierarchie! Er bezieht seine Rechtfertigung ausschließlich aus der ehrlichen Sorge und Verantwortung der Priester für ihre Gemeinden und jene Menschen, denen kirchlicherseits ihre Subjektstellung als getaufte und mit Hl. Geist begabte Vollmitglieder verweigert wird!

Das Kind, das Jesus in die Mitte und als Ziel allen Dienens vorstellt, könnte in seiner Symbolkraft aber noch auf eine tiefere Bedeutungsebene führen: Kinder, zumal wenn sie noch ganz klein sind, sind in allem auf andere angewiesen und von deren Zuwendung abhängig; sie können selbst noch nichts zurückgeben und abgelten, sondern nur empfangen. – Gerade dieser Gedanke kann aber noch auf die andere Seite des Umfeldes führen, in welchem uns die Aufforderung Jesu zum Dienen begegnet: Da steht zuvor nämlich die Ankündigung von Jesu eigener Auslieferung und Ermordung. Das ist also die Ankündigung völligen Scheiterns, die Ankündigung davon, dass die Rechnung nicht auf-, sondern vollständig daneben geht. – Der Zusammenhang dieser Ankündigung von Leiden und Tod und also Scheitern mit dem Satz vom Dienen ist vielleicht überraschend, und doch stellt er die Rede vom Dienen in ein ganz spezifisches Licht:

Er erinnert daran, dass unser Begriff des Dienens vielfach immer noch untrennbar verbunden ist mit dem Gedanken an ein gutes Ergebnis, an Erfolg u. dgl.: Man engagiert sich etwa in der Erziehung der eigenen Kinder und ist dabei natürlich auch bewegt von der Hoffnung, dass dieses Engagement Frucht bringen wird, dass sich aus den Kleinen einmal starke, selbst leistungsfähige und erfolgreiche Menschen entwickeln werden, die viel von dem zurückgeben werden, was in sie investiert wurde. Man engagiert sich – weiß Gott – für eine gesündere Umwelt, für Frieden oder für internationale Gerechtigkeit. Das alles ist Dienst – guter und wichtiger Dienst; und doch stellt uns das Evangelium vor die kritische Frage, wie es mit unserem Einsatz und unserem Dienst aussähe, wenn dieser etwa unter der Aussicht der Erfolglosigkeit stünde, wenn sich ankündigen sollte, dass die Kosten-Nutzen-Rechnung nicht den erhofften Ausgang nehmen wird – auch langfristig nicht.

Die Aufforderung Jesu zum Dienen steht – wie gesagt – im Kontext der Ankündigung vom eigenen Scheitern. Und er stellt dabei das Kind, das Kleine nicht nur in die Mitte, er nimmt es auch in seine Arme; d.h. er muss sich dazu selbst klein machen, muss seine eigene Größe aufgeben, sich selbst auf die gleiche Ebene mit dem begeben, dem zu dienen seine Aufforderung gilt. Diese Bewegung vom Großen zum Kleinen, dieses Verlassen des eigenen, sicheren Standpunktes zugunsten des Schwachen und Machtlosen, zugunsten der Erfolglosen und Gescheiterten – diese Bewegung kann, ja *muss* nach den Machtverhältnissen dieser Welt geradezu in der eigenen Macht- und Erfolglosigkeit, im eigenen Scheitern enden.

Eine solche Solidarität mit den Machtlosen, ein solcher Dienst hat aber letztlich nichts mehr zu tun mit einem pathologischen Helfersyndrom oder einem feigen Gehorsam gegenüber der Obrigkeit, schon gar nichts mit dem Verlust eigener Mündigkeit oder mit seelischer Verkrüppelung. Eine solche Haltung verlangt kein zerbrochenes Rückgrat, sondern – im Gegenteil! – ein hohes Maß an Freiheit, persönlicher Reife und Courage – Mut zum Dienen, echte De-mut.

Zumindest für ChristInnen gäbe es eine Grundlage für solchen Mut: die religiöse Überzeugung, dass es gar nichts zu verlieren gibt, weil wir letztlich selbst nur Empfangende sind; weil ein unendlich viel Größerer sich klein gemacht hat; weil das Kind, das Jesus in die Mitte stellt und umarmt, für Gott wir selbst sind.